

Die Neue Welt

Illustrierte Unterhaltungsbeilage.

1897

Nr. 3

Andacht im Gebirge.

Von Otto Ernst.

Im Thal vernahm ichs: „Zwischen Felsenmauern
Wird dich die Macht des Ewigen durchschauern;
Dein Ich zermalmen wird der todte Stein.
Er wird zu dir mit Donnerworten sprechen;
Dann wird dein Menschenstolz zusammenbrechen,
Und wie ein Nichts wirst du dir selber sein.“

Und ich erhob den Stab mit frohem Wagen
Dorthin, wo ich bis in die Wolken ragen
Der Berge Schneebehrönte Gipfel sah.
Der Jugend raschen, hecken Muth zu kühlen,
Schritt in des Fessendomes Chorgestühlen
Ich fort und fort, dem Thron der Blitze nah.

Verloren bald im öden Meer der Steine,
Verirrt, verlassen von des Tages Scheine,
Stand ich allein in nebelweißer Nacht.
Dann sank der Mond hinab zu früher Stunde,
Und fern erhob, wie mit metallnem Munde,
Der Herr des Sturms den ersten Ruf zur Jagd.

Da fuhrs auf wuchtigen Schwingen durch die Lüfte
Und überschrie den Klang der Felsenklüfte,
Wo lauter Donner aus den Schründen brach.
Aus dunkler Tiefe klommen ohn' Ermatten
Zu mir herauf des Abgrunds Riesenschatten,
Bis sie ein jäh gezückter Blich durchstach.

Und jetzt — des Fessentempels Säulen zittern!
Durchrast ein ganzer Aufruhr von Gewittern
Die Thäler rings zum Auferstehungstag?
Erdröhnend schob sichs an den Felsenwänden
In Sturmeslauf hinab, um jäh zu enden
Mit gellend wiederholtem Donnerschlag.

Die Bäume reckten sich mit tiefem Stöhnen;
Ihr Angstruf klang aus dem Gewirr von Tönen
Wie aufgeschreckter Vögel Klageschrein. —
Ein blauer Strahl aus weitem Flammenraden:
Und mir zu Füßen schlug mit lautem Krachen
Ein Föhrenstamm zerborsten auf den Stein.

Da riß es sich in frohem Heberschwange
Vom Munde mir: „Frohlockend deinem Klange
Geb ich, Natur, mein klopfend Herz dahin:
Euch übertönt des Herzens Schlag, ihr Stürme,
Euch überragt, ihr grauen Fessenthürme,
Des Menschen hoher, lichtgeborner Sinn!“

Vor euch nicht sink ich in den Staub darnieder,
Denn eure Donner sind mir Freudenlieder,
Das Herz erfüllend mit erhabner Lust.
Mag nur der Sturm in euren Klüften hausen!
Fliegt er vorüber mir mit Bornesbrausen,
Werd ich der stärkeren Schwinge mir bewußt.

In Nichts sollt ich vor euch zusammenschrumpfen?
Hier sollte sich das Schwert des Geistes stumpfen?
Dies Schwert, fürwahr, zerspringt auf keinem Stein!
An seinem Stahl zerbrechen eure Blitze,
Mit ihm bewaffnet, dringt zum Himmelsitze
Der Wahrheit einst der Mensch, der Kämpfer, ein.

Seid mir begrüßt, erhabne Bergesriesen,
Erhaben, weil ihr mir den Weg gewiesen
Zu meines Menschenthums Erhabenheit.
Willkommener Schemel seid ihr meinen Füßen,
Von eurem Rücken aus den Bau zu grüßen,
Den unermesslichen, der Ewigkeit.“

Den Weg ins Thal fand ich am frühen Morgen,
Die Berge hielt, den Himmel mir verborgen
Ein Wolken Schleier. Aber klar und fern,
An meines Geistes Himmel aufgegangen
Mit überirdisch-morgendlichem Prangen,
Stand selig lodrend des Gedankens Stern.

Spielkinder.

Roman von Georg Hermann.

(Fortsetzung.)

Es wurde es mit Nacht Frühling. Es gab bei uns alle Tage weißen Käse und dicke Milch. Die Tage wurden länger und die Dämmerung, die Schummerstunde, zog sich dann bis neun Uhr hin. Ich wollte stets ungern zu Bett gehen. Der Himmel war so schön weißblau, und die Laternen, — warum wurden die denn überhaupt schon angezündet, es wollte ja noch garnicht Nacht werden. Es wurde beinahe widerwillig dunkel.

Erbesen hatten wir wieder gepflanzt, auch Kürbis und braune Bohnen, und die trieben kleine, gelbgrüne Spigen.

„Paß' auf, noch ein, zwei Tage und der Flieder und der Weißdorn blühen in dem Vorgarten.“

Zwei Tage darauf, richtig! der ganze große Fliederbusch voller Blüten! dicke, schwere Trauben, Blüte an Blüte! Traube an Traube!

Es sind die ersten in der ganzen Straße, die sich geöffnet, Tausende von Bienen und Fliegen umsummen den Busch. Ich kletterte an den ziemlich starken Zweigen empor, setze mich im Wipfel in eine kräftige Astgabel, schlenkerte vergnügt mit den Beinen und sange den Duft ein.

Da rollt eine Droschke die Straße entlang. Ich beachte sie nicht. Plötzlich hält sie vor der Haustür. Ein Herr mit einem Handkoffer.

„Papa!!!“

Sofort springe ich herab, ihm entgegen.

„Papa!!!“

Er sieht so ruhig und freundlich aus, so hübsch!

„Papa!!!“

Er streichelt mich, nimmt meine Hand, und wir gehen hinein!

„Et! Da wird sich Mama aber freuen!“

Und wie sie glänzte! Als ob sie sich mit Speck eingerieben hätte. Wie sie sich freute! Ja wirklich, sie machte ein ganz anderes Gesicht wie vor vier Wochen in der Droschke.

Da saßen wir nun und Papa erzählte, was er begonnen, und Mama plauderte, wie es uns ergangen. Sie sprach von der Substation, von Ulrike, Louise, der alten Dame, und Papa sah da und hörte zu mit einem so lustigen Gesicht, als ob Mutter die komischsten Sachen von der Welt erzählte.

Aber plötzlich sagte man mir, es wäre höchste Zeit, daß ich zur Schule käme, und ich sollte nicht immer so dumm und spielerig bleiben.

Dann kam Louise herein, auch sie glänzte vor Freude über das ganze Gesicht. Sie gab verlegen dem Herrn die Hand und winkte mir dann, ich möchte mit hinausgehen.

„Laß' se man alleine, Mähe, die haben gewiß sich was zu sagen, wat Du nich hören sollst!“

Von heut an war Herr Geiger, er, der große Geiger, einfacher Häusermakler! Sein Lebtag ist er nichts Anderes mehr geworden als — Häusermakler! oder besser, so eine Art Fliege, der man die Flügel ausgerissen, solch unglückliches, krabbelndes Wurm!

Ja, durch dreizehn Jahre ist er es geblieben! Zuerst ging's ja leidlich, aber dann — tagaus, tagein auf der Straße herumlungern, um etwas zu verdienen oder zu borgen — wir mußten doch leben!

Das war ein trauriges Dasein!

Ja, wenn ich Maler wäre, und ich sollte die Hoffnung darstellen, so würde ich Dich als Modell nehmen, wie Du des Abends nach Haus kamst und ermüdet auf einen Stuhl sankst. Den ganzen Tag warst Du umhergelaufen, um einen Käufer für das großartige Eckgrundstück — es war leider etwas stark belastet — zu finden, von Pontius zu Pilatus! Der war nicht zu Haus, ins Café gegangen, der hatte heute seine Kegelpartie, der hatte keine Zeit und reiste morgen ins Bad, und dieser Ganner hatte Dich schon mal um Deine Provision betrogen.

„Num, Hermann, wie stehts, wirds?“

„Morgen, morgen, bestimmt!“

Und seine Augen bligten, als ob er das Geld dafür in der Tasche hätte, als wären er und seine

Familie schon für zwei, drei Monate ohne Nahrungsorgen.

Tausendmal hab ichs gesehen, tausendmal hab ich das „Morgen, morgen!“ gehört.

„Ja, morgen wird die Angelegenheit bestimmt perfekt!“ Knapp Brot, Kartoffeln und Salz zu Haus und immer der Muth, immer die Hoffnung, durch lange Jahre; dabei flügelarm, am Boden kriechen, sehen, es wird nichts, ich komme nicht hoch.

Ja Vater, nimm's mir nicht übel, wenn ich es jetzt so bedenke, Du warst doch ein richtiges, großes Kind, gläubig, gutherzig — aber doch ein Spielkind!

Ich kam zur Schule. Ich kann nicht behaupten, daß mir's da irgendwie gefallen hätte; ich war nicht dumm, aber faul und paßte nicht auf, sah und hörte während des Unterrichts nicht auf meinen Lehrer, sondern auf „das große Ereigniß“ — auf den Sperling, der draußen im Sonnenschein auf dem Fensterbrett sprang, oder blickte nach den blühenden Kastanien im Hintergarten. Außerdem war ich trotz meiner Kleinheit ein gefürchteter Käufer, und mehr als einmal kamen Mitschüler weinend zum Lehrer, ich hätte sie in der Pause oder auf dem Schulweg geschlagen. Das setzte mich natürlich in der Gunst meiner Erzieher bedeutend herab. Daß ich gut, sogar bei weitem am besten aus meiner Klasse rechnete, kam bei dem Mangel anderer Fähigkeiten nicht zur Geltung.

Ganz anders entfaltete sich meine Begabung im Spielen. Das Haus, in dem wir jetzt wohnten, hatte einen großen, grauen, holprigen Hof. Hinten Pferdebestallung und Remise, zu der eine morsche Holzstiege emporführte, eine Senkgrube mit fauligen Brettern darüber, die schwankten und wippten, wenn man sie betrat. Ein übermäßig hoher Zaun trennte uns von dem unentdeckten Land eines Nebengartens, welches wir nur neugierig, mit Zittern und Fagen, sozusagen im Dusch zu betreten wagten, wenn uns ein Ball hinübergeschlagen oder ein Reifen drüber an einem Baum hängen geblieben war. Dort ragte die riesige, lehmgelbe Hinterwand einer immerfort pusten- und stampfenden Fabrik empor: in der Wand ein geheimnisvolles Fenster, durch das man in ein ungewisses, reizvolles Dunkel hineinsehen konnte, wenn man auf den Aschenkasten gestiegen war, und aus dem sich auch oft ganz unerklärlicher Weise ein Wasserstrahl über uns ergoß.

Das war meine Welt! Da war ich daheim! Jeden Winkel kannte ich! Und diese dumpfen, feuchten Keller, wo die Nachtschnecken an den Wänden lange, glänzende Streifen gezogen hatten, und die graue Kage dort oben in der Kiste ihre Jungen säugte. Lauter kleine Kagen! Graue, schwarze, weiße, plier-ängig, mauzend und krabbelnd. —

Da so des Abends, in den Schummerstunden, umherzukriechen, schmutzig, stäubig, bespinnt; wenn Jemand kam, mich mäusehinstill hinter einen Pfeiler zu ducken. Ja — — —!

Und alle die Freunde! Der Albert, der Ernst, der Eugen, der Walter, die Grete Schramm — Liese Weise, Lenchen Felgow.

Ja, das war ein Leben!

Und der Portier, der Brauer, der hagere Mann, mit dem großen, grauen Bart! Er ging stets in rothen Morgenschuhen, schlief wie eine Kage und roch auf zehn Schritte nach Portierstübentabak. Ein vielseitig begabter Mensch! Er war Schuhmacher, Gerichtszuge, Laternenanstecher, Leichenbitter und Sonntags Nachmittags sogar Musikus bei Kreideweis in Tempelhof.

Wo wir ihm nur einen Schabernack spielen konnten, da waren wir Alle einig, wir mochten uns eben noch so sehr geprügelt haben. Wenn er gerade den Hof gefegt hatte, konnte er versichert sein, daß wir ihn mit Papierschnitzeln bestreuten; nachher war es natürlich Keiner gewesen! Oder wir blendeten ihn mit einem Spiegel, wenn er mit wichtigster Amtsmiene seine Zeitung las.

Aber wirklich, er war ein niederträchtiger Kerl. Er schlug seine Frau und klatschte mehr als sämtliche Dienstmädchen aus dem Hause zusammen genommen.

Ernst, als wir ein Billard, Gott mag wissen,

wo wir es her hatten, verkaufen wollten, da wir wieder einmal sehr nothwendig Geld brauchten, hielt er unten in der Haustür die Käufer an und sagte: „Neh'n Se man erst garnich zu Geigers ruff, das Billard is überhaupt nich zum Ansehn, da essen se Mittags druff, weil se keinen Tisch haben, und des Nachts schliefen de Jöhren druff, denn Betten haben die Geigers doch nicht, aber zwei Dienstmädchen müssen sie sich immer halten.“

Schlumm war es ja bei uns, aber nicht so, wie diese „ausgestunkenen Lügen.“

Meinen Vater ließ Brauer einmal des Nachts nicht in das Haus; er hätte nicht die Verpflichtung, ihm zu öffnen. Auch erzählte er überall als neueste Neuigkeit, Herr Geiger hätte keinen Wahlzettel bekommen, das heißt, er wäre ohne bürgerliche Ehrenrechte. —

Und da war Albert Nidel; ein hübscher Bengel mit großen Augen, der Abgott seiner älteren Schwestern. Er war zwar dumm wie Bohnenstroh, aber er ging doch auf die hohe Schule. „Albatches, Albatches“ war das erste und letzte Wort der Schwestern. Wenn auch Vater nur Briefträger war, Albatches mußte uff de hohe Schule. Wenn er fleißiger gewesen, hätte er wohl eine Freistelle bekommen, aber Albatches war nicht fleißig. Doch trotz alledem, er war eine gutmüthige, ulkige Krake, und wenn er auch nur den Omnibuslinien, gestürzten Pferden, der Feuerwehr und dem Essen Aufmerksamkeit widmete: er war doch ein Kerlchen, mit dem sich auskommen ließ.

Da — der Eugen Saller, wohlgezogen! Er sprach, dienerte, scherwenzelte wie ein Erwachsener. Er war pffiffig, berechnend, wohl auch verlogen und hatte einen starken Hang zum Nichtsthun. Er pflegte sich Zigaretten zu kaufen oder aus Kastanienblättern zu fabrizieren, indem er diese zerrieb und aus einem Blatte seines Notizbuches die Hülle bildete. Er war der einzige Sohn einer Wittwe, die mit ihrer ganzen Liebe an ihm hing, ihn verzärtelte und sehr gern aus ihm einmal etwas Großes gemacht hätte, aber da er kein Lumen war, nur von ihm viel hermachte.

Der Walter Schneider! Ein außergewöhnlich begabter Junge, ernst und hübsch, ein kleiner Goethe, artig und fein, durch und durch von nobler Gesinnung, jedoch schwächlich und zaghaft. Auch er war das einzige Kind — sehr vornehmer Leute, ein richtiges verzogenes Mutterköhnchen. Er konnte mehr Geschichte als sein Lehrer und schrieb die geschiedtesten Aufsätze, nur Rechnen und später Mathematik fielen ihm sehr schwer.

Und Ernst — Ernst Sauer, das Kind einer armen, schwindbüchtigen Frau, der Einzige von uns, der nur eine Kommunalhänse besuchte, aber dort stets unter den ersten, ein lebenswürdiger, freundlicher Junge; nicht ohne Stolz. Er konnte ausgezeichnet Ball werfen und zwar mit der linken Hand; rannte wie ein Wiesel; schlug tadellos Rad; zeichnete nicht ohne Begabung und sang mit Gehör, aber ohne Stimme.

Grete Schramm, Marie Schramm, Hanne Schramm, die Kinder einer Waschfrau, arme, verknubbelte Kellerwürmer, mit Kartoffelgesichtern, aber gutmüthig und zu allen Dummheiten aufgelegt, stets erbärmlich gekleidet, trotzdem die Mutter von allen Seiten Sachen geschenkt bekam, die aber sofort weiterverkauft wurden; stets verhungert.

Als der Milchreis einst bei uns angebrannt war, aßen die drei Kinder zusammen fünfzehn Teller voll. „Habt Ihr denn nicht gemerkt, daß er angebrannt war?“

„Milchreis muß immer ansebrannt sein, sonst smekt er nich, sagt Mutter.“

Die Alte war ein häßliches, schlammpriges Frauenzimmer. Hat Jemand ihren Kindern etwas, machte sie einen Heidenlärm. Sie selbst schlug aber grundlos oft auf sie ein, wie auf kaltes Eisen. Besonders Marie, ein kleines Geschöpf mit übermäßig großem Kopf, von ehrwürdigen Wesen — sie führte zu Haus die ganze Wirthschaft — besaß ihre Mißgunst, und oft schlug sie das arme Ding braun und blau.

Lenchen Felgow und Lieschen Weise, zwei reizende, wunderhübsche Mädelchen, armer Leute Kinder, niedlich, grazilös. Die Beiden mußte man tanzen

sehen!
auch i
E
mal e
Futter
und C
— a
W
Mit n
glaubl
liche
hielt
gewe
uns
Limbu
das e
wend
D
wir n
„
„
Alber
heirat
Zigar
J
W
unerfr
Papa
hatte,
Einzig
bestiel
Wenn
einfach
Ich a
und n
in die
Thier
nie a
Gebiß
unter
stets
Parkn
wurfs
W
mich
schwie
zugeh
Jema
Vater
für e
in me
diese
her,
frage
Schin
G
mir
sah
mitge
kaufe
hätte,
ihm i
sie m
Und
nicht
g
in di
er er
wie
artig
offen
weiß
durch
darff
vor
hörig
ans
läst

sehen! Diese unbewusste Grazie! Aber sie sollten auch in die Ballettschule kommen.

So! — das waren sie Alle! Ja — das war mal ein Leben! Und wenn wir Alle oben auf dem Futterboden saßen, vollkommen zugebedeckt mit Heu und Stroh, und Märchen lasen oder um die Wette — auch die Mädchen — Kobolz schossen!

Wie ungezwungen harmlos war unser Verkehr. Mit welcher bitter-ernsten Gesichtern wir über die unglaublichsten Dinge sprachen, wie ich naturgeschichtliche Vorträge über den inneren Bau des Menschen hielt, den ich mir so vorstellte, daß sämtliche Eingeweide im Blut umhergeschwämmen. Und wie Walter uns die Kirchenwäter zitierte, den Stammbaum der Limburgschen Grafen hersagte, oder Albert deklamirte:

„Was steht der nordischen Fehlershaar“ — das einzige Gedicht, das er in seinem Leben auswendig gelernt hat.

Oft auch sprachen wir verständlich über das, was wir werden wollten.

„Ich werde Historiograph!“ sagte Walter.

„Ich werde Arzt!“ meinte ich.

„Und dann werde ich Kutscher bei Dir,“ sagte Albert, dessen Wünsche nie weit gingen.

„Und ich, ich werde einmal ein reicher Bantier, heirathe eine reiche Frau und rauche dann wirkliche Zigaretten, das Stück für eine Mark,“ sagte Eugen.

Ja, so sprechen Kinder! — Spielfinder!

Mit den Jahren war bei uns das Leben immer unzufriedener geworden, Geld war selten vorhanden, Papa verbittert, Louise, seitdem sie einen Bräutigam hatte, vollkommen ungenießbar, Mutter noch die Einzige, die den Kopf oben und stets gute Laune behielt. Mit Essen war ich nicht sehr verwöhnt. Wenn eben einmal nichts da war, dann bekam ich einfach nichts und tröstete mich auch, so gut es ging. Ich arbeitete für die Schule wenig oder garnichts und war auch selten daheim, sondern spielte oft bis in die späte Nacht hinein auf dem Hof oder lief im Thiergarten umher. Es war meine Eigenart, dort nie auf gebahnten Wegen zu gehen, sondern durch Gebüsche zu kriechen, über Rasenflächen zu laufen, unter Brücken durchzuhuschen, über Bänke zu springen, stets in tausend Aengsten vor den Schulkeuten und Parkwächtern, jeden Baumstamm und jeden Maulwurfsbausen als Deckung benutzend.

Meist versuchte ich auch sofort nach dem Essen mich von Haus fortzusteulen, denn nun trat die schwierige Aufgabe an mich heran, mit Papa mitzugehen und Geld nach Haus zu bringen, das Vater Jemand abborgte. Wirklich, ich hing an meinem Vater, ich hätte für ihn thun können, was man nur für einen Vater thun kann, aber wenn mir etwas in meinem Leben unangenehm gewesen, so waren es diese Wege. Wie oft liefen wir Stunden lang umher, von Hinz zu Kunz, immer wieder auf meinen fragenden Blick das stereotype: „s ist nichts, mein Schöhnchen!“

Endlich mußte ich mitkommen, wurde irgend einem mir wildfremden Herrn vorgestellt, und Vater erfaßte eine sinnreiche Mausefallengeschichte, daß ich mitgekommen wäre, um mir ein Paar Stiefel zu kaufen, daß er aber sein Portemonnaie vergessen hätte, und ob der Herr nun so freundlich sein wollte, ihm vielleicht hierzu zehn Mark zu leihen, er bekäme sie morgen, dann und dann, da und da sicher wieder. Und ich stand dabei wie auf glühenden Kohlen, wagte nicht aufzublicken; in die Erde hätte ich sinken mögen!

Wenn ich so neben meinem Vater herging und in dieses angenehme, aber verzerrte Gesicht sah, wie er erregt mit den Händen in der Luft umherfuhr, wie er vor sich hinsprach, da hatte ich oft ein derartiges Mitleid mit ihm, daß ich ihm beinahe auf offener Straße um den Hals gefallen wäre.

„Sieh, Papa, Du bist ja nicht schlecht! Ich weiß genau, wie Du Dich müßt, um uns anständig durchzubringen, aber es glückt Dir eben nicht. Du darfst Dir das nicht so zu Herzen nehmen, Vater!“

Aber ich sagte nichts! Mein Lebtage habe ich davon Furcht gehabt, irgend Jemand meiner Angehörigen auch nur eine Spur von Liebe zu zeigen, aus Angst, sie könnte nicht erwidert werden oder lästig fallen.

Frieda und Grethe, meine Schwestern, Zwillinge, ähnlich wie ein Ei dem anderen, waren nun mit der Schule fertig. Sie hatten es ernst mit ihr genommen und waren sehr fleißig gewesen. Jetzt wollten sie Lehrerinnen werden.

Sie hielten zusammen wie Kletten, trotz ihrer recht verschiedenen Gemüthsart. Die Eine von ihnen, sehr begabt, anscheinend ruhig, aber doch sanguinisch und ehrgeizig; die Andere von jener glücklichen, leichtsinnigen, vielleicht sogar unfeinen Veranlagung, die sich keine tieferen Gedanken macht, von ihrer eigenen Güte und Vollkommenheit fest überzeugt ist und sich gerade deshalb in Allem auf ihre Mitmenschen verläßt, ja, sogar im Nothfalle lügt und augenblicklichen Fleiß wohl, aber keine Ausdauer besitzt. Trotzdem waren die Zwei unzertrennlich und verstanden sich, ohne auch nur ein Wort zu reden, schon durch ein Augenzwinkern oder Kopfnicken. Ja, sie waren für uns sogar schon zu einer Person geworden, daß wir nie einen Namen, sondern immer Beide zusammen, Frieda und Grethe, wohlzumerken wie Grethe und Frieda, sondern stets nur Frieda und Grethe nannten.

Ulrike war immer noch bei uns. Ihr starres Gesicht war mit den Jahren noch ausdrucksloser geworden.

Und trotzdem konnte ich mich des Gedankens nicht erwehren, daß sie irgend eine schiffbrüchige Existenz sei, denn viele ihrer Aeußerungen ließen auf frühere Bildung oder wenigstens auf Bildungsdrang schließen.

„Georg, was willst Du 'mal werden?“

„Schauspieler!“

„Theologie oder Mathematik?“

„Wie?“

„Theologie oder Mathematik?“

„Wie? — Schauspieler!“

„Also doch Theologie?“

Wenn kein Geld da war, um etwas holen zu können, hanirte sie wie wild in der Küche umher, warf Alles durcheinander. Darüber, daß sie vielleicht schon seit einem halben Jahre keinen Lohn bekommen hatte, verlor sie aber kein Wort. Mit den Jahren wurden ihre großen hervorquellenden Augen auch noch kurzschichtiger, und sie schlug viel Geschirr entzwei.

„Aber Ulrike, was ist denn das, hier fehlt doch schon wieder der Henkel von dem Topf!“

„Aber was woll'n Se denn, er hat ja noch 'ne Tülle.“

„Aber Ulrike, hier haben Sie doch schon wieder die Tülle vom Topf abgeschlagen.“

„Na, wat woll'n Se denn, er hat ja noch 'en Henkel!“

Der Hauptzug ihres Charakters war aber Niedertocht. Gewohnheitsmäßig pflegte sie die Nachbarn zu verleumden, und ihre Erfindungsgabe kannte hier keine Grenzen.

Als ich eines Mittags von der Schule heimkam, war Ulrike verschwunden, und ich habe sie niemals wieder gesehen.

In einer Ecke der Küche lag aber ein großer Scherbenhaufen. Sie hatte einen Teller nach dem anderen, eine Tasse nach der anderen genommen, zerschlagen und war dann wie toll — wie es sich später herausstellte, war sie es auch — um den Haufen herumgesprungen, johlend und singend! Niemand hatte früher an ihr musikalische Regungen wahrgenommen. Sie war auf Jeden, der sich ihr zu nähern suchte, mit gekrallten Fingern losgegangen, so daß man sie hatte fortbringen müssen. Nach drei Monaten bekamen wir Nachricht, daß sie gestorben sei.

Louise war nun, bis wir ein neues Mädchen bekommen konnten, unser Ein und Alles, aber Mutter mußte sich schnell nach einer anderen Hilfe umsehen, denn Louise wollte kontraktbrüchig werden, das heißt Hochzeit machen. Ihr Bräutigam, Wilhelm Bergemann, war ein hübscher, dreißigjähriger Mensch. Er

war Maurer und hatte unbedingt etwas Vornehmes in den Bewegungen und seiner Sprechweise. Er bediente sich, sogar nicht ohne Geschick, verschiedener Fremdwörter. So wandte er in jedem Satz wenigstens zweimal das Wort „absolut“ an.

Ich hatte ihn gern, denn er war stets höflich und freundlich zu mir, nannte mich sogar „Sie“, was mich unendlich ehrte und mir einen hohen Begriff von meiner Wichtigkeit beibrachte.

Sonnabend — wir haben wieder bis in den späten Abend auf dem Hof gespielt, und nun schleiche ich mich leis die Hintertreppe hinauf, um möglichst unbemerkt in die Thür wutschen, da hörte ich in Louises Zimmer hinter der Küche ein unartikulirtes Brüllen. Ich drückte mich in die Thüröffnung.

„Na jib Dir doch man, Bergemann, sei doch man stille, sei doch man stille, wenn der de Frau hört! Jib Dir man zufrieden, ja, ich will Dir auch Allens —“

„Uh, uh!“ Ein dumpfes Poltern, als ob Jemand gegen ein Spind fällt.

Erschreckt laufe ich zur Mutter.

„Mutter, da hinten ist ja Bergemann, besoffen wie — — 'ne Radehade.“

„Na, ich werde ihr aber ernstlich Vorstellungen machen, daß sie solchen Kerl nicht heirathet.“

Bald kam Louise.

„Nun, ist er fort?“

„Ach, Frau Geiger, ich bitte ja vielmals um Entschuldigung, nehmen Sie's doch ja nicht übel, er ist ja sonst so'n nüchterner Mensch, aber die Freunde, die haben ihn nu jebeten mitzugehen, und da haben sie ihn betrunken gemacht. Aber ich hab' ihm auch den Ring abgezogen, er könnte ihm doch unterwegs jestohlen werden von solche schlechten Menschen. Ganz ruhig is er gewesen. Ich versteh ja mit Betrunkenen unzugehen, von Vater her.“

„Ja, Louise, ich finde es sehr recht von Dir, daß Du einen Trunkenbold nicht heirathen willst!“

„Frau Geiger!“

Ihr Gesicht wurde lang wie der Tag vor Johanni. „Ich weech nich, wie Sie Bergemann mit so 'en Menschen vergleichen können. Wenn Sie mir absolut“ — sie hatte dieses Wort auch schon angenommen — — „na, id jeh auch schon so, Frau Geiger, aber denn brauchen Sie auch jarnich zu meine Hochzeit zu kommen. Wo ich mir hier so mit die Kinder —“ sie begann heftig zu weinen, und Mutter hatte wirklich Mühe, sie zu trösten und ihr klar zu machen, daß sie es ja ganz anders gemeint hätte.

Es wurde immer trüber und öder bei uns; Mutter sprach meist französisch — sie that es stets, wenn Louise es nicht verstehen sollte — und die Bedeutung der Worte *préter, vis-à-vis de rien, dix mares, pas un pfenning, avoir besoin*,* werde ich mein Lebtage nicht vergessen.

„Mama, Mama, meine Hosen sind schon wieder ganz durch, und ich habe auch immer noch keinen Wintermantel, dieses Jahr sollte ich doch einen bekommen, es ist ja schon so kalt!“

„Mische, nächstes Jahr, so Gott will! Ach — Deine Sachen sind ja auch noch ganz leiblich!“

Louise kam herein — „tu sais done, Georges, nous avons rien a manger, tu na's pas encore besoin des habits, Lannée prochaine, l'année prochaine, Georges!“**

Oktober! — Das Wetter ist noch schön, aber es wird schon frühzeitig dunkel, auf den Straßen schwimmen dann die gelben Lichter der Laternen in der scheinbar dunkelblauen Luft — still — kein Wagen — nur eine Equipage, die einen feisten Geheirath zu einer Abfütterung bringt, hier und dort ein einsamer Passant, auch wohl ein Briefbote oder ein Schugmann.

Im Thiergarten reifen jetzt die Kornelkirschen, und die Jasminruthen waren holzig geworden.

* Leihen, vor dem Nichts, zehn Mark, keinen Pfennig, nöthig haben.

** Du weißt doch, Georg, wir haben nichts zu essen. Du brauchst noch keine neuen Kleider. Uebers Jahr, Georg, abers Jahr.

„Die Drosseln streichen durchs Gehege,
Die Buchen färben sich karmin,
Das weisse Laub liegt auf dem Wege,
Und leise Sommerfäden ziehn.“

Da war ich wieder umhergeirrt, bis es fast gänzlich dunkel war — aber nicht allein, ich hatte eine getreue Gefährtin, die mich überall wie ein wohlgezogener Hund begleitete — Lieschen Weise.

Gott, wie war das Kind hübsch geworden und wie anmuthig ihre Bewegungen! Sie liebte es, den Kopf halb schräg zu halten, die Augen schelmisch ein wenig einzukneifen und mich gutmüthig anzublinzeln, als wollte sie sagen: „Nicht wahr, wir verstehen uns?“

Ich war dreizehneinhalb Jahr, sie zwölf, außergewöhnlich groß für ihr Alter, schlank und elastisch wie eine Weidengerte.

Das arme Ding hatte es daheim — sie wohnte im Keller des Hinterhauses — recht schlecht. Vater und Mutter pufften und schlugen sie oft grundlos — der Vater war Steinträger, ein roher, brutaler Mensch, der nur gemeine Worte im Munde führte, trank und spielte — Sonnabends kam er stets betrunken heim. Die Mutter nähte für ein Geschäft Kravatten — eine schlechtbezahlte Hundearbeit. Sie mußte früher einmal hübsch gewesen sein, aber der Umgang mit dem rohen Satten hatte auch ihr den Zug der Böbelhaftigkeit aufgedrückt, einen ganz bestimmten Zug, der sich gerade wie Kohlgurich in unsere Zimmer, selbst in die vornehmsten Gesichter einnistet kann und dann, wie dieser, auch sehr schwer wieder herauszubringen ist.

Auch munkelte man von ihr, daß sie während der Dämmerstunden, in Abwesenheit ihres Mannes, Herrenbesuch empfinde, welcher trotz seines decenten Aussehens sich nicht scheute, mit gebengtem Kopfe die feinerne Kellertreppe hinabzuhuschen.

Naturgemäß fühlte sich Lies in dieser Umgebung sehr unglücklich. Daheim bekam sie ja kein freundliches Wort zu hören, und Niemand nahm sich im Guten ihrer an. Aber gerade das hatte ihrem Charakter etwas Geschlossenes, Bestimmtes und Selbstbewusstes gegeben. Sie war gewohnt, sich Alles allein zu besorgen, überhaupt zu thun, zu lassen, was sie wollte. Züchtigungen von Seiten ihrer Eltern ließ sie ohne Murren, wie selbstverständlich über sich ergehen. Sie bekam durchschnittlich alle zwei Tage ihre gehörige Tracht Prügel, und war daran anscheinend derart gewöhnt, daß sie beinahe mißgestimmt war, wenn sie zur rechten Zeit noch keine erhalten hatte.

Unbegreiflich war es mir stets, wie unter diesen Verhältnissen sich eine derartige Schönheit und natürliche Muth entwickeln konnte, denn Hunger, Prügel und Laster der Eltern sind doch hierfür selten ein guter Nährboden.

Ich fühlte mich trotz alledem durch Bildung, Alter und Stand über Lies erhaben: lag doch über uns das Bewußtsein vergangenen Reichthums! Aber da ich stets freundlich zu dem Mädchen war, so hatte sie sich mit der Zeit eng an mich geschlossen und hing an mir wie eine Klette. Sie that Alles, was sie mir an den Augen absehen konnte, und ich glaube, mir zu Gefallen hätte sie sogar gestohlen.

Ich nahm diese Huldigungen als mir gebührend hin, und nie auch nur im Traum fiel es mir ein, sie zu erwidern.



Ueber Ursprung und Entwicklung der Sprache.

Von Dr. Adolf Heilborn-Berlin.

Während das Thier lediglich durch Wahrnehmungen bedingte Empfindungen und Absichten zu äußern im Stande ist, vermag der Mensch einander auch Erkenntnisse mitzutheilen, und hierin liegt eine der Hauptursachen, weshalb er das Thier so unendlich überragt. Diese Fähigkeit nun, Gedanken und weiterhin Erkenntnisse zu äußern, nennen wir Sprachvermögen. Und wie die Sprache — lehren wir den Herderschen Satz nun — ein Vorrecht der Menschheit ist, so ist sie

auch allen Menschen gemeinsam. Es giebt kein Volk, dem die Sprache mangelte und es hat keins gegeben, so lange es Menschen giebt. Wohl haben alte und neuere Schriftsteller uns mehrfach von stummen Völkern berichtet; aber sie haben was sie nicht verstanden falsch ausgelegt.

Ueber den Ursprung der Sprache wissen wir bis auf den heutigen Tag noch wenig Genaueres; doch wenn es erlaubt ist, aus Analogien (ähnlichen Fällen) naheliegende Schlüsse zu ziehen, so dürfen wir annehmen, daß der eigentlichen Lautsprache ein Stadium der Geberdensprache vorausgegangen ist, jedenfalls aber die Geberde die ersten Sprechversuche begleitet hat.

Es giebt eine ganze Reihe von tiefstehenden Völkern (wie die brasilianischen Puris, die Tasmanier u. A.), die sich zur Erläuterung ihrer ärmlichen Sprache der Geberde als eines wesentlichen Hilfsmittels bedienen, so zwar, daß sie sich sogar im Dunkeln nicht gut zu verständigen vermögen.

Noch viel natürlicher sozusagen ist die Geberdensprache im Verkehr mit fremden Völkern, wie ja auch der gelehrte Forscher, wenn er zum ersten Male das Gebiet eines Volkes betritt, dessen Sprache ihm unbekannt ist, zur Geberdensprache zurückgreift, sich pantomimisch zu verständigen sucht. Bekannt ist jene Erzählung Lucians von dem pontischen Fürsten, der am Hofe des Kaisers Nero zu Gaste und, aufgefordert, sich irgend ein Geschenk zu wählen, bat, man möge ihm einen Schauspieler geben, den er Tags vorher in einer Pantomime Lieder vortragen gehört und, obgleich der römischen Sprache unkundig, infolge des ausdrucksvollen Gestenspielens doch verstanden hatte. „Es sei nämlich schwierig,“ begründete er seine Bitte, „Dolmetscher für den Verkehr mit einigen Völkern in seiner Nachbarschaft zu finden, weil ihre Sprache so gar verschieden; dieser Mann aber würde dem Zwecke vollkommen entsprechen.“

So erklärt es sich auch leicht, woher alle diese Berichte über „stumme“ Völker stammen. Man verstand eben die Sprache der Fremden nicht, und wenn diese auf die Geberde zurückgriffen, um sich verständlich zu machen, wie etwa Taubstumme, so hieß es, sie seien stumm, wie denn z. B. die Russen uns Deutsche ja noch heutigestags „Njemes“, d. h. Sprachlose nennen.

Die Geberden- oder Zeichensprache ist eine Art von System, Gegenstände und Ideen durch rohe Umrißzeichnung oder Geberde darzustellen, wobei man sich bemüht, vornehmlich das Wesentliche des Gegenstandes oder der Idee zum Ausdruck zu bringen; sie ist eine Bildersprache, Jedem verständlich. Und wie durchaus natürlich dieses Verständigungsmittel ist, beweist u. A. auch der Umstand, daß die Zeichensprache der nordamerikanischen Indianer beispielsweise — von der Hudson-Bay bis zum Golf von Mexiko fast identisch — der von unseren Taubstummen geschaffenen in hohem Grade ähnelt. Ein paar Beispiele mögen das erläutern.

Das Wort „Buch“ drücken Beide in der Weise aus, daß die Hände flach vorm Gesicht zusammengehalten und dann geöffnet werden, worauf man zu lesen vorgiebt; den Begriff „reiten“ derart, daß aus zwei Fingern der einen Hand Beine gemacht und rittlings auf einen Finger der andern Hand gesetzt werden; das Wort „Feuer“ ferner so, daß man es anzublazen und die Hände daran zu wärmen fingirt; „Regen“ wird dargestellt, indem die Fingerspitzen der zum Theil geschlossenen Hand von oben nach unten bewegt werden, als ob man Regensstrahlen aus den Wolken fallen sehe; u. s. f.

Ist ärmlicher nun eine Sprache ist, um so weniger kann sie des Unterstützungsmittels der Geberde entbehren, denn es ersetzt ihr, ähnlich wie unseren Kindern, zugleich die Grammatik. Man braucht nur daran zu denken, wie sich die Pronomina (ich, du, er usw.) zugleich in Verbindung mit den Begriffen geben, nehmen, schlagen u. dergl. bequem durch Zeigen mit dem Finger Allen verständlich ausdrücken lassen.

Aber selbst die höchst entwickelten Sprachen können die Geberde nicht vollständig entbehren. Wir Alle gebrauchen im täglichen Umgang — oft uns

unbewußt — eine große Anzahl äußerst charakteristischer Geberden, die man wohl als ein Ueberbleibsel aus der Urzeit unserer Sprache aufzufassen berechtigt ist. Wir drohen mit der Faust und runzeln die Stirn, um Jorn auszudrücken; wir winken mit der Hand Jemanden zu uns heran oder wehren ihn unwillig ab; wir werfen trotzig den Kopf zurück und stampfen mit dem Fuß u. s. f. — Alles Geberden, die in der ganzen Welt verstanden werden.

Geben sich nun aber die erregenden Gemüthsbewegungen im Spiel der Gesichtszüge kund, so wird dadurch ein wesentlicher Einfluß auf die Lautsprache ausgeübt, indem durch gewisse Haltung und Stellung des Kehlkopfes, des inneren, wie des äußeren Mundes der Laut in bestimmter Weise beeinflusst wird.

Um nur ein Beispiel zu nennen — so klingt ein Lachen aus vollem Halse ganz anders als ein höhnisches Lachen bei gerümpfter Nase und nach unten gezogenen Mundwinkeln. Nehmen wir nun an, wozu wir vollkommen berechtigt sind, daß dieses Mienenspiel ursprünglich nicht willkürlich gewesen ist, sondern einen durch gewisse Nervenreize ausgelösten Reflexakt unserer Gesichtsmuskeln darstellt, so ist damit eine Brücke zwischen Geberden- und Lautsprache geschlagen; denn die gleiche Gemüthsbewegung veranlaßt stets die gleiche Geberde und weiterhin den gleichen Laut, und war erst einmal solch ein Laut im Zusammenhang mit dem ihn verursachenden, sinnlich wahrgenommenen Anlaß von mehr als einem Individuum aufgefaßt worden, so ließ sich leicht Ursache und Wirkung zu einander in Beziehung setzen. Man gab seinen Gefühlen im Schrei Ausdruck, gleichwie das Kind in der ersten Zeit seines Lebens seine mannigfachen Wünsche und Gefühle durch verschiedenes Schreien kund giebt und selbst der Erwachsene noch durch solche Töne tiefgehende Erregung bekundet.

Freilich, gänzlich vermag uns diese Annahme den Ursprung der Lautsprache keineswegs zu erklären. Zu ihrer Schöpfung waren noch eine ganze Reihe anderer Faktoren wesentlich.

Mit gutem Grunde hat man die Onomatopöie (d. h. Tonmalerei) zur Erklärung des Ursprungs der Lautsprache herangezogen. Und in der That wird wohl Niemand leugnen können, daß Wörter wie unser Kuckuk, Kibitz, Pirol, das chinesische Maou für Klage, das neuseeländische Aoa für Hahenschrei u. dergl. rein onomatopoetisch sind. Dieser Hang zur Lautmalerei, der noch heute unverändert fortbesteht — wie denn unsere Kinder täglich und immer wieder von Neuem solche Wörter schaffen, indem sie den Hund „Bau-bau“, die Kuh „Buu“ u. s. f. rufen — ist ein durchaus natürlicher und darum allen Menschen eigener. Das beweist glänzend eine Umschau unter den verschiedenen Sprachen. Ein paar Beispiele mögen hier genügen.

Der Laut bu oder bo für Kuh findet sich nicht nur bei den alten Griechen und Römern (bus, bos), sondern auch bei den Hottentotten (bu) und in Cochinchina (bo). Um den aus dem Flintenlauf hervorbrechenden Rauch zu schildern, wenden die verschiedensten Völker, gleich unseren Kindern, den Laut pu an; so heißt in Neu-Seeland die Flinte pu, auf den Tonga-Inseln pu-puhi; bei den nordwest-amerikanischen Indianern heißt „schießen“ mamuk-pu (d. h. pu-machen), und wie die Tschimuk einen sechsälstigen Revolver einen „Sechs-pu“ nennen, hieß noch bei uns im siebzehnten Jahrhundert ein kleines Terzerol allgemein „Puffer“. Das Summen der großen Fliege malt das griechische humbaliōs und das altindische hambharali, wie das humbern des Australiers, das humble-bee des Engländers und unser deutsches Hummel. Jener bei uns als ungeschicklich verpönte Schmaßlaut beim Essen hat das niam-niam des Buschweigers in Surinam, das gnam-ang des Australiers und das nim-nim des afrikanischen Mandingo geschaffen; das chinesische Kind sagt für „essen“ nam, das englische nim, und in der schwedischen Sprache heißt nam-nam Naschwerk.

Sind nicht ferner unser schnappen, schnurren, schlurren, schlürfen, klirren, klirichen, knurren, knarren, klatschen und zahllose andere Wörter, zu

iraffe-
 lleber-
 fassen
 und
 wir
 a oder
 i Kopf
 Alles
 werden.
 müths-
 ad, so
 if die
 altung
 ie des
 ise be-

 kkingt
 ls ein
 nach
 r nun
 dieses
 en ist,
 elösteu
 so ist
 Laut-
 pegung
 iterhin
 ch ein
 enden,
 einem
 leicht
 iehung
 Aus-
 seines
 befühle
 bst der
 de Er-

 inahme
 zu er-
 e ganze

 topdie
 prungs
 That
 Wörter
 Maou
 ahnen-
 Dieser
 rändert
 ch und
 haffen,
 Bufen
 er und
 länzend
 Ein

 h nicht
 bos),
 und in
 tenlauf
 en die
 n, den
 Flinte
 nord-
 ießen
 chinuks
 temmen,
 ert ein
 ummen
 bulios
 mbern
 änders
 als
 en hat
 n, das
 m des
 reißische
 nim,
 n-nam

 rurren,
 rurren,
 er, zu



Simson in der Mühle.
 Nach dem Gemälde von F. Saffari.

denen sich fast in allen Sprachen Analogien finden, gleichfalls solche onomatopoeische Bildungen?

Eine dritte Klasse ursprünglicher Laute sind diejenigen Wörter, die wir lediglich als Uebungen der Sprachwerkzeuge zu betrachten haben und denen erst im Laufe der Zeit Vereinbarung bestimmte Bedeutung verleiht. Hierhin gehören vor Allem jene über die ganze Welt verbreiteten Kinderwörter wie Mama, Papa, Anna, Baba, (d)ada (für fortgehen) u. A. m.

Das Kind übt seine Sprachwerkzeuge, und so entstehen diese Laute, die der Physiker mit Hilfe der Sprechmaschine so täuschend nachzuahmen vermag. Bald merkt sich das Kind, daß seine Umgebung sich zu dem einen Laut anders verhält, als zu dem anderen, es lernt zwischen den einzelnen Lauten unterscheiden, und hinfort wendet es bewußt Mama als Vokruf für die Mutter, Baba als Bezeichnung für das Bettchen und das Schlafen an u. f. f. Daß nun erst eine stillschweigende, sozusagen auf Mißverständnis beruhende Vereinbarung den einzelnen Lauten ihre Bedeutung verleiht, beweist u. A. auch die Tatsache, daß keineswegs bei allen Völkern gleiche Laute dieser Art auch die gleiche Bedeutung haben. Bei einigen australischen Völkern bezeichnet z. B. mama den Vater, papa das Kind; im Hindostanischen bedeutet baba Vater, bei den Guyana-Indianern dada Mutter, und die nordkalifornischen Indianer sagen anna dafür.

Hat man sich erst einmal über die Schwierigkeiten hinweggesetzt, auf die man bei der Erklärung des Ursprungs der Sprache stößt, so kann man sich das allmähliche Wachstum der Sprache aus einer kleinen Summe von Lauten oder „Wurzeln“ leicht vorstellen. Für Vorgänge, die sich den Sinnen ähnlich darstellen, werden ähnliche Laute gewählt und durch Vereinbarung dann ein für allemal in ihrer Bedeutung festgelegt.

Je mehr das anfangs geringe Bedürfnis, sich mitzuteilen, an Stärke zunimmt, um so schneller wächst der Wortschatz, und während anfänglich noch die Geberde eine Zeit lang die Stelle der Grammatik vertritt, werden jetzt, mit Zunahme des Bewußtseins, von sich selbst und den Dingen der Außenwelt bestimmte Wörter für bestimmte grammatikalische Beziehungen geschaffen.

Gar mancherlei ist nun dem Wachstum der Sprache förderlich. So u. A. religiöse Vorstellungen, wie beispielsweise die Schem, den Namen Verstorbener auszusprechen, die Furcht, Krankheitsdämonen zu nennen u. dergl. Als z. B. bei den Dajakern auf Borneo die schwarzen Blattern ausgebrochen waren, flohen sie erschreckt in die Dschungeldichte; die Krankheit aber wagte Niemand mit Namen zu nennen, sondern man hieß sie hinfort das „Dschungelblatt“. Ganz ähnlich belegt man auch aus Furcht vor seiner Strafe in vielen Gegenden Deutschlands noch bis auf den heutigen Tag den Teufel mit anderen Namen, wie Teigel, Menschler usw.

Zahlreiche neue Wörter werden ferner durch die Berührung mit fremden Völkern in die eigene Sprache hinübergenommen, oft mißverstanden und in wesentlich anderer Bedeutung. Eines der originellsten Beispiele dieser Art ist das französische Wort *vasistas* (d. h. Dachfenster), welches seinen Ursprung einer falsch verstandenen deutschen Frage verdankt. Als nämlich nach den Freiheitskriegen die deutschen Sieger in Paris einzogen, fielen ihnen vornehmlich die sonderbaren, runden Dachfenster auf, die von ferne ganz einem Auge gleichen (daher sie denn auch noch *oeil de boeuf* heißen). Sie fragten deshalb neugierig: „Was ist das?“ und zeigten mit der Hand auf die Fenster. Und die höflichen Franzosen, diese Frage für eine Bezeichnung haltend, machten im Bemühen, den deutschen Satz nachzusprechen, daraus *vasistas* und nannten hinfort diese „Dachfenster“ so.

Wie viel das steile Wachstum der Kultur zur Mehrung des Wortschatzes beiträgt, wird Jeder sich leicht ausmalen können, wenn er daran denkt, welche Schaar von Wörtern in unserem Zeitalter des Dampfes und der Elektrizität durch bloße Benennung neuer Erfindungen und Entdeckungen der Sprache zugeführt wird.

Die Sprache ändert sich beständig; wie in der

Natur spielt sich auch hier ein ewiges Werden und Vergehen ab. Je größer nun ein Volk ist, und je geregelter sein gesellschaftlicher Verkehr, desto unänderlicher ist seine Sprache; je weniger Menschen andererseits eine Sprache reden, desto schneller ändert sie sich. Und selbst wenn der Fluß der Sprache durch schriftliche Fixierung erstarrt ist, vermag sie noch mannigfache Verwandlungen durchzumachen. So sind im Englischen seit dem siebzehnten Jahrhundert nachweislich fast vierhundert Wörter außer Gebrauch gekommen, und ein klassisches Beispiel für die Sinnwandlung mancher Laute in unserer deutschen Sprache sind jene viel zitierten Worte Luthers: „Gott thue nichts als Schlechtes,“ und „das Evangelium sei eine kindische Lehre.“

Zun-Schluss sei noch eines Versuches gedacht, das Räthsel des Ursprungs der Sprache durch ein Experiment zu lösen. Er wurde nach dem durchaus glaubwürdigen Bericht des Jesuitenpaters Castrou (1705) von dem ebenso witzbegierigen wie rücksichtslosen Großmogul Akbar Khan angestellt.

Dieser wünschte nämlich zu wissen, welche Sprache Kinder ohne Unterricht sprechen würden, da er gehört hatte, Hebräisch* sei die natürliche Sprache Derjenigen, die keine andere gelernt hätten. Zur Entscheidung dieser Frage ließ er zwölf Säuglinge von zwölf stummen Ammen in einem Schlosse, sechs Meilen von Agra, aufziehen. Ein ebenfalls stummer Pförtner ward angestellt, und ihm bei Todesstrafe verboten, das Schloßthor zu öffnen.

Als die Kinder nun das zwölfte Lebensjahr erreicht hatten, ließ er sie vor sich bringen und versammelte im Königspalast zu Agra in allen Sprachen erfahrene Männer. Während nun die Einen meinten, die Kinder würden Hebräisch sprechen, Andere, sie würden Sanskrit (altindisch) reden, war Jedermann erstaunt zu finden, daß sie gar keine Sprache redeten, sondern sich nur durch Gebärden verständlich machten, die die Stelle der Worte vertraten. Es war ein mühsames Werk, sie zu zähmen und ihre Zunge zu lösen, die sie während ihrer Kindheit kaum gebraucht hatten.

Ist diese Geschichte wirklich wahr, und gerade der für eine dichterische Erfindung allzu lahme Schluss, daß sie nämlich gar keine Sprache redeten, spricht dafür — so wäre das über den Ursprung der Sprache von uns oben Gesagte glänzend bewiesen.



Der Trimmer.

Ein soziales Nachbild von Curt Ungar.

(Schluß.)

Es war ein schweres Joch für den armen Peter, die harte, ungewohnte Arbeit zu verrichten. Aber er strengte sich furchtbar an, immer in dem Gedanken, daß es bei der nächsten Reize besser gehen werde. Peter leuchte und stöhnte unter der Last der Kohlen, die er herbei zu schleppen hatte. Sein gebrechlicher Körper war nur leichten Arbeiten gewachsen. Er spürte Stiche in der Seite, wenn er nach der Arbeit müde und schlaff seine Koje aufsuchte. Mit prickelnden Schmerzen in der Brust erhob er sich von seinem Lager zu neuer Arbeit. Aber er hoffte immer, daß er sich an die Arbeit gewöhnen werde. In den ersten Tagen ging alles Andere gut. Die Maschinisten waren froh, daß sie überhaupt Arbeitskräfte gefunden hatten. Seine Kollegen, die Heizer und Trimmer, hatten vorläufig genug mit sich selbst zu thun und konnten sich noch nicht umeinander bekümmern.

Doch das Verhältnis änderte sich bald. Drei Tage befand sich das Schiff bereits auf dem Ozean, ohne die vorgeschriebene Geschwindigkeit erreicht zu haben. Das „Comptoir“ hatte allerdings mit einer Verspätung gerechnet. Doch dieselbe wurde größer

* Auch dem Verfasser dieses wurde noch kürzlich von einem gebildeten Norweger ganz ernstlich versichert, zwei norwegische Kinder hätten, aus Noth ausgehert und ohne menschlichen Verkehr aufgewachsen, als sie vom Gebirge zu den Wohnungen der Menschen herabgestiegen, hebräisch gesprochen! Und das soll sich vor noch garnicht langer Zeit zugetragen haben!

und größer. In Southampton erhielt der Kapitän ein Telegramm vom „Comptoir“, das möglichste Beschleunigung verlangte. Das Renommée des „Comptoirs“ dürfe nicht leiden. Hinter Southampton begann nun die wilde Jagd. Der Kapitän befahl dem ersten Maschinisten, seine „Mähmaschine“ besser in Gang zu bringen. Der erste Maschinist schnauzte den zweiten an und ordnete an, daß fortan mit Hochdruck gearbeitet werde. Die Maschine solle fortan mit voller Kraft gehen. Der zweite Maschinist übertrug den „Rüssel“ auf seine ihm untergeordneten Kollegen. Diese fuhren die Assistenten „saugrob“ an, welche wiederum das Menschenmöglichste leisteten, um ihre Wuth an den Heizern auszulassen. Mit größter Rücksichtslosigkeit verlangten sie alle einschlägigen Arbeiten und wehe Dem, der dieselben nicht in vorgeschriebener Weise verrichten konnte. Die Heizer fluchten, schimpften, ja schlugen sich mit den Trimmern, welche ihnen die Kohlen nicht schnell genug herbeischafften, so daß sie den vorgeschriebenen Druck nicht erhalten konnten. So hatte sich der Fluch des Kapitalismus in fortwährend steigender Progression auf der ganzen Stufenleiter geäußert und war schließlich bei der untersten Sprosse angelangt. Die wildeste Hezjagd begann jetzt unter den Trimmern. Jeder langte nach den größten Kohlenstücken. Der Stärkere stieß den Schwächeren unter Knüffen und Puffen bei Seite. Fortan war der Friede von dieser Stätte der Arbeit verbannt. Rücksichtsloser Egoismus und seine Ausflüsse: Wuth, Haß, Zank, Schimpferei und Schlägerei verschwanden nicht mehr aus dem Maschinenraum des Schnell dampfers.

Die Leiden des armen Peter Heber wurden jetzt schier unerträglich, denn er war der Schwächste von Allen. Die dreifache Arbeit wurde von ihm verlangt unter dreimal so ungünstigen Umständen. Seine Kollegen, rohe Gesellen von theilweise wüster Vergangenheit, stießen ihn mit den Füßen bei Seite, wenn er ihnen im Wege stand. Ihre Hände mühten ja arbeiten. Sie rafften die großen Kohlenstücke an sich. Mühsam mußte Peter Heber seinen Korb füllen. Er war der Langsamste von Allen. Dann wurde er mit einer Fluth gemeiner Schimpfwörter, ja oft mit rohen Puffen von Seiten der Heizer bedacht. Peter konnte sich selbst bald nicht wieder. Jede Lebenskraft schien in ihm erloschen zu sein. Mechanisch verrichtete er seine Arbeit. Stumpf sinnig ließ er jede neue Niedertracht über sich ergehen. Kein Murren kam über seine Lippen. Nur der äußere Mensch schien noch in Zusammenhang mit der Welt zu stehen. Doch als man ihn eines Tages windeleisch geschlagen hatte, brach er plötzlich im Kohlenraum zusammen, ohne sich wieder erheben zu können. Der Heizer, der vergebens auf Kohlen wartete, meldete den Vorfall dem wachhabenden dritten Maschinisten. Schnaubend vor Wuth stürzte dieser in den Kohlenbunker, um den „Simulanten“ an die Arbeit zu treiben. Mit furchtbarer Wuth ergriff er eine Schaufel und wollte sich auf den am Boden liegenden Trimmer stürzen, der seine Bewegungen mit stieren Blicken verfolgte. Schon holte der Maschinist weit aus. Doch plötzlich zuckte er zusammen. In den Augen seines Opfers flammte es wild auf. Nur einen Augenblick war der Maschinist zurückgeschreckt, dann holte er von Neuem aus. Aber der eine Augenblick genigte, um sein Vorhaben zu vereiteln. Wie ein Tiger sprang Peter Heber plötzlich auf und stürzte sich auf ihn. Die Verzweiflung hatte ihm übermenschliche Kräfte gegeben. Er wußte nicht mehr, was er that. Nur die Wuth zur Rache erfüllte ihn. Der Augenblick war gekommen, wo aus dem Dämmerchein der heranschleichenden Todesstunde noch einmal der Wille zum Leben mit seiner ganzen brutalen Natürlichkeit aufflammt. Weit fort flog die Schaufel des Maschinisten. Ein wildes Ringen begann. Kohlenstaub umwirbelte die auf Leben und Tod kämpfenden. Gellende Hilferufe drangen in den Maschinenraum und riefen einen Theil des Personals herbei. Man riß die kämpfenden auseinander. Peter Heber wehrte sich mit der Hartnäckigkeit eines Verzweifelden. Drei seiner Angreifer streckte er zu Boden. Aber im nächsten Augenblick umklammerten ihn zehn starke

Arme. Er wurde zu Boden geworfen und nun so lange geschlagen, bis er das Bewußtsein verlor. —

„Bei, wie froh war er, seiner Mama kleiner, blonder Peter, wie er draußen vor der Stadt am Ufer des Flusses neben der Mutter im Sande sah und Muscheln in ein Kinderkörbchen zählte. O, wie die Mama ihm fremdlich zulächelte. Doch jetzt — thunt! — thunt! — ein großer Dampfer kam majestätisch den Fluß herauf. Seemann wollte er werden, wenn er einmal groß war, und auch auf stolzem Schiff nach dem Lande fahren, wo die wilden Menschen leben. Doch — dort! — Mama! — Mama! Ein Hund! Ein wilder Hund sprang laut bellend und zähnefletschend auf ihn zu. Schon streckte die Mutter die Arme nach ihm aus, ängstlich sorgend um den Liebling. Er wollte die Händchen ihr entgegenhalten, aber eiserne Klammern schienen ihn zu fesseln; die Füße versagten ihm den Dienst. Er rang mit einer unbestimmten Gewalt. Angst umnachtete seine Seele. Es stimmerte und flammte vor seinen Augen. Er sah die Mutter nicht mehr. Doch — da war sie wieder, aber fern, fern von ihm. Und immer weiter wurde sie von unsichtbaren Mächten fortgezogen. Ihre Züge wurden immer undeutlicher. Nur mit den Händen winkte sie noch. Immer verzweifelter suchte er sich loszurängen. Gellend löste sich ein einziger langgezogener Schrei von seinen Lippen und er — erwachte.“

In Eisen hatte man ihn gelegt und in eine einsame Zelle geworfen. Geträumt hatte er. Die Mutter war lange todt und mit ihr Alles dahin, an das ihn Liebe gefettet. Ein Sklave war er, den man in Ketten gelegt, ein Hund, ein rüddiger Hund, den Jeder stieß und Jeder anspie, dem Jeder fluchte, den Jeder verwünschte. War das noch ein Leben zu nennen, das er lebte? Hatte er, der Dumme und Schwache, denn gar kein Recht zu leben. Hatte er sich das Leben gewünscht, war es ihm nicht ohne seinen Willen geworden? War es seine Schuld, daß er schwach war? War es seine Schuld, daß er nichts gelernt hatte? Hatte er sich nicht gemüht bis zur Erschöpfung und geringen sein Leben lang? Hatte er nicht auch ein Recht auf Liebe, ein Recht auf Freundschaft, auf den frohen Genuß des Lebens? Aber nie war er für ihn dagewesen und keinen Weg sah er, es zu erringen. Hatte das Leben ihn nicht selbst gezwungen, es zu hassen? Alles, was er Leben nannte, war für ihn Armuth, Schande — Elend! Und der Tod! — Wo waren seine Schreden? War er nicht der Friede, der Erlöser, der ihm die Freiheit brachte, der ihn frei machte von allem, allem Elend, der die Ketten der Sklaverei brach, der die eisernen Fesseln der Armuth löste und die Flecken der Schande fortnahm? Sterben, ja sterben wollte er! —

Langsam dämmerte der Gedanke des Selbstmordes in ihm auf. Immer greifbarere Gestalt nahm er an. Das Herbe schwand aus Peter Hebers furchtbar entstelltem Gesicht. Der Friede schwebt über seinen Zügen. Der Kampf hatte ausgetobt in seiner Brust. Ja, er lächelte glücklich wie damals, als er ein Kind war.

Als er nach vierundzwanzig Stunden von seinen Ketten befreit wurde, ging er ohne Murren an seine Arbeit. Still ergeben verrichtete er dieselbe. Lächelnd, seines nahen Glückes gewiß, ließ er eine endlose Reihe von Gemeinheiten über sich ergehen. Doch als acht Glasen geschlagen wurden, flammte es plötzlich in seinen Augen auf, aber im nächsten Augenblicke erlosch das Feuer wieder. Unauffällig verschwand er aus dem Maschinenraum und von Niemand gesehen, schlich er an Deck. Entschlossen wollte er sich über die Reeling schwingen. Aber noch einmal, an der Schwelle des Todes, erwachte der Wille zum Leben. Noch einmal zog sein ganzes erbärmliches Leben an seinem Auge vorüber. Noch einmal kämpfte er in langen, bangen Stunden den Kampf ums Leben aus, bis er, ermattet vom furchtbaren Ringen, an der Reeling zusammenbrach. —

Plötzlich fuhr er empor. Der Mann auf Augensuch rief aus. In wenigen Sekunden mußten acht Glasen geschlagen werden und die neue Wache in

Dienst treten. Noch einmal stöhnte er auf und seine Lippen murmelten: „Mutter, vergieb mir! Ich kann nicht anders.“ Dann schwang er sich vorsichtig über die Reeling und ließ sich außerbords niedergleiten. Gurgelnd ergriff das Wasser den Selbstmörder und riß ihn in die Tiefe hinab. Noch einmal tauchte eine weiße Hand aus dem Wasser empor, dann war er verschwunden — für immer.

Fünf Tage nach der Ankunft des Schnelldampfers im Heimathhafen kam der Unfall an Bord desselben vor dem zuständigen Seeamte zur Verhandlung. Da die Aussagen der Zeugen nichts Bestimmtes ergaben, wurde nach kurzer Berathung folgender Spruch gefällt:

Das Verschwinden des Trimmers Peter Heber von Bord des Schnelldampfers, das am 25. August statt hatte, ist unauflösbar. Wahrscheinlich ist derselbe in selbstmörderischer Absicht über Bord gesprungen. Was ihn dazu veranlaßte, haben die Zeugenaussagen nicht ergeben. Die Behandlung an Bord giebt zu Tadeln keine Veranlassung.



Die Stimmen der Natur.

Eine Darstellung der Akustik von W. Daco.

(Schluß.)

Wenn man die menschliche Stimme auf weitere Entfernung verniedlich machen will, so muß man verhindern, daß die durch sie erzeugten Schallwellen sich nach allen Seiten theilen und so die Intensität des Schalles schwächen. Dies wird durch die Kommunikationsröhren (Schallröhren, fälschlich Sprachrohr genannt) erreicht. Durch diese Röhren wird die seitliche Ausbreitung der Schallwellen verhindert. Es sind beliebig lange Blechröhren, die in Gasthöfen, Wohnhäusern, Fabriken u. d. dazu dienen, sich durch mehrere Zimmer oder Stockwerke zu verständigen. Auf Schiffen werden durch Schallröhren Befehle nach dem Mastkorb oder Maschinenraum vom Verdeck aus erteilt. Biot konnte durch die leeren Pariser Wasserleitungsrohre mit leiser Stimme gesprochene Worte auf eine Entfernung von 950 m verstehen. Durch das Abfeuern einer Pistole an einem Ende der Röhre löschte ein brennendes Licht an ihrem anderen Ende aus. In Irrenanstalten und Gefängnissen legt man in die Wände keine Gas- oder Wasserleitungen, weil sie den Schall leicht fortpflanzen und so die Verständigung der Anstaltsinsassen untereinander ermöglichen könnten.

Wenn die Schallwellen einen Körper treffen, so werden sie, wie das Licht aus einem Spiegel, zurückgeworfen (reflektirt) und zwar wie das Licht unter demselben Winkel, unter welchem sie den Körper treffen. Jede Schallreflexion ist mit einer Schallschwächung verbunden, da ein Theil der Schallwellen durch den auffangenden Körper fortgepflanzt wird. Wird der Schall von einem nahen Körper zurückgeworfen, so schallt der reflektirte Schall zugleich mit dem ursprünglichen und verstärkt ihn so. Das Sprechen im Zimmer erscheint aus diesem Grunde lauter als das im Freien. In auffallender Art zeigt sich diese Verstärkung des Schalles in den Kellern des Pantheon zu Paris. Wenn der Führer dort nur einen kurzen Schlag mit der Hand auf den Rockschuß führt, so klingt es wie Kanonendonner.

Um im Freien den Schall der Stimme zu verstärken, braucht man das Sprachrohr. Es ist dies ein trichterförmig erweitertes Metallrohr. Die Wellen des hineingesprochenen Schalles gehen zum Theil in der Längsrichtung des Sprachrohres fort, zum Theil werden sie von der Wand des Rohres reflektirt und gehen nun mit den anderen Wellen gleichlaufend in derselben Richtung weiter. Das Sprachrohr ist 1670 von Samuel Morland erfunden worden. A. Kircher behauptet zwar, daß schon Alexander der Große ein Sprachrohr besessen habe, mit dem er sein Heer hundert Stadien weit habe zusammenrufen können, und giebt sogar eine wunderliche Abbildung dieses Instrumentes. Morland fertigte das Sprachrohr erst aus Glas und dann aus Kupfer. Nach ihm wurden die verwickeltesten mathematischen Berechnungen darüber

angestellt, welches wohl die vortheilhafteste Form und Länge für ein Sprachrohr sei. Aber ein praktisches Ergebnis haben diese Rechnungen nicht gehabt. Man hat sich schließlich darauf geeinigt, daß beim Sprachrohr die geometrische Gestalt der eingeschlossenen Luftsäule die Hauptsache wäre.

Auf Schiffen werden Sprachrohre von höchstens 2,30 m benutzt; in England sind welche von 7 m Länge in Gebrauch, die die Stimme bis auf 4 km verständlich machen.

An diese Stelle gehört auch die Anführung der akustischen Signale, die dazu dienen, Schiffe bei herrschendem Nebel zu benachrichtigen. Man verwendet dazu Glocken, Geschütze, Tamtams, Dampf sirenen und Dampf pfeifen. Die Glocke auf der Insel Copeland im Irlandschen Meere soll 24 km weit hörbar sein.

Das Hörrohr, das schwerhörige Personen gebrauchen, um besser hören zu können, ist ein umgekehrtes Sprachrohr. Es fängt eine größere Anzahl von Schallwellen auf, um sie direkt nach dem Ohre zu leiten. Man hat dem Hörrohre die verschiedensten Formen gegeben. Bald waren sie wie Fernrohre zum Ausziehen, bald hatten sie Trompetenform, bald Membraneinsätze, bald wieder Schneckenwindungen, die sogar nach dem Vorschlage von Jffard von natürlichen Schneckenhäusern stammten. Im Handel wird viel Schwindel mit den „besten“ Hörrohren getrieben.

Sprachrohr wie Hörrohr hat uns übrigens die Natur in unsere Hände gegeben. Wenn wir uns weiter verständlich machen wollen, legen wir die Hände an den Mund, wenn wir etwas besser verstehen wollen, ans Ohr.

Das bei uns übliche Hörrohr, das der Arzt bei seinen Untersuchungen benutzt (Stethoscop), ist ein einfaches Rohr aus Holz, Celluloid oder Metall, das einen breiten, trichterförmigen Ansatz zum Auflegen des Ohres hat. Der Amerikaner benutzt ein Stethoscop, von welchem statt des Trichteransatzes zwei Gummischläuche durch ihre Ansätze direkt ins Ohr hineingesteckt werden. Das neueste ärztliche Stethoscop, das sogenannte Phonendoscop, vermittelt den Schall der Körperorgane durch eine dünne Kautschukplatte, auf die noch zur Verstärkung des Schalles senkrecht ein Stift gesetzt werden kann. Das Phonendoscop ist äußerst empfindlich. Mit ihm ist es möglich, das Geräusch eines sich zusammenziehenden Muskels zu hören.

Der oben erwähnte Schalltrichter des Phonographen und Telephons dient zugleich als Sprach- und Hörrohr.

Wenn die Entfernung zwischen Schallquelle und reflektirender Wand wenig unter 34 m beträgt, so hören wir den Schallreflex so kurz nach dem Schall, daß wir von einem Nachhall sprechen. Von einer über 34 m entfernten reflektirenden Wand hören wir ein einsilbiges Echo (Wiederhall, Bat Kol nennt es der Hebräer — Tochter der Stimme). Ein siebzehnsilbiges Echo ist im Parke des englischen Schlosses Woodstock. Das Echo am Grabmal der Cäcilia Metella in der römischen Campagna giebt einen ganzen Hexameter wieder.

Außer den mehrsilbigen giebt es mehrfache Echos. Sie entstehen, wenn mehrere reflektirende Flächen vorhanden sind. Am Lurlei-Felsen hört man einen Pistolenschuß 17 bis 20 mal, im Bodethal ist ein 7faches, auf dem Wilhelmplatz in Kassel ein 6faches Echo. Ein Echo bei Abersbach in Böhmen wiederholt sieben Silben 3 mal. Das Echo im Schloß Simonetta bei Mailand, das einen Pistolenschuß 60 mal wiederholt, wird durch zwei Wände hervorgerufen, die miteinander einen Winkel bilden. Parallele Wände können auch ein mehrfaches Echo erzeugen. Von den künstlichen Echos sind merkwürdiger und unerklärlicher Weise nicht alle gelungen. Der schon einige Male zitierte Kircher giebt noch ein sogenanntes heterophones Echo an, ein Echo, das etwas Anderes wiederholt, wie man gerufen hat: Gegenüber einer vorspringenden Mauerecke wird eine Wand errichtet, welche den Schall um die Ecke bricht. Hinter der Mauer ist dann Jemand versteckt, der die vor der Ecke gerufene Frage hören kann und entsprechend beantwortet. Kircher erzählt von Fremden, die er mit diesem Scherz gepopt hat.

Auf der Reflexion von Schallwellen beruhen die Erscheinungen der Flüstergewölbe und Sprachgalerien. Die Schallwellen folgen dabei denselben Gesetzen wie das Licht. Sondernauß konstruirte sich eine Linse aus zwei Collobiumhäutchen, die er durch Kohlensäure aufblies. Hielt man auf der Ase der Linse eine Uhr, so fand sich immer, daß die Linse wie ein Brennglas wirkte, daß nämlich der Schall auf der anderen Seite in einem entsprechenden Punkte konzentriert war. Dort war das Ticken deutlich zu hören. Nahm man die Linse fort, so war nichts davon wahrzunehmen. Hält man eine Uhr im Brennpunkte eines Hohlspiegels, so hört man ihr Ticken deutlich in dem Brennpunkte eines ihm gegenüberstehenden anderen Hohlspiegels. Im Karthidensaal des Pariser Louvre befinden sich zwei runde, steinerne Schalen. Was man in die eine Schale spricht, ist in der anderen deutlich zu hören. Die Schallwellen werden aus der einen Schale nach der Decke getrieben und von dort in die andere Schale reflektirt.

Die Ellipse hat die Eigenthümlichkeit, daß sie sämtliche aus einem Brennpunkte kommenden Strahlen in den anderen vereinigt. Kircher berichtet, daß zwei Personen, die sich an zwei gegenüberliegenden Stellen der Galerie der Kuppel der Peterskirche in Rom hinstellen, einander gut verstehen, während sie an anderen Stellen nicht gehört werden können. In der Kuppel der Londoner Paulskirche hört man ebenfalls ein leises Flüstern von einer

Seite der Galerie zur anderen. Eine Flüstergalerie giebt es im Rathskeller zu Bremen. Das merkwürdigste Beispiel eines Sprachgewölbes ist das Ohr des Dionys in den Steinbrüchen von Syracus. Es ist das eine 15 m lange Grotte, in der Gefangene eingesperrt wurden. Das geringste Geräusch, das in der Grotte verursacht wird, pflanzt sich so stark fort, daß man es am Eingange der Grotte deutlich hört.

Wenn der Donner innerhalb der schon erwähnten akustischen Wolken und zwischen der Gewitterwolke und der Erdoberfläche reflektirt wird, dann hört man sein Rollen. Auf dieselbe Weise entsteht das Rollen des Kanonendonners.

Alle Reflexerscheinungen des Schalles müssen beim Bau von großen Räumen (Theatern, Kirchen, Musikhallen, Versammlungsorten) besonders beobachtet werden. Es kommt darauf an, daß ein von einem Punkte ausgehender Schall in allen Theilen des Raumes gut gehört wird. Die Akustik eines Raumes kann durch Wiederhall, vornehmlich aber durch Nachhall vollständig gestört werden. Ein Raum, der den Schall in kräftiger Weise verstärkt, heißt schallend oder sonor, im anderen Falle dumpf. Weiche Stoffe schwächen den Refler des Schalles, seine Verstärkung. Daher bringt man in Musiksälen keine Vorhänge, Teppiche oder gepolsterte Möbel an. Die Bedingungen zur Erzeugung eines Echos müssen beim Bau von großen Räumen streng vermieden werden. Der direkte Schall muß verstärkt werden, der reflektirende ver-

hindert werden, an seine Schallquelle zu spät zurückzukehren. Ich zähle hier einige der Mittel auf, durch die man sich zu helfen gewußt hat. Ueber Kirchenkanzeln bringt man Schalldeckel an, baut hinter ihnen Pfeiler. In Theatern stellt man hohle Bühnen- und Orchesteräume her; die Alten brauchten dreieckige Conclissen. Man baut Logen, Schalllöcher an den Seitenwänden und an der Decke, Galerien, bringt möglichst viel Ornamente an u. a. m. Aber trotz aller Vorsichtsmaßregeln sind viele große Säle ihrer schlechten Akustik wegen mehr oder weniger unbrauchbar. Ich nenne die Aula der Pariser Kunstakademie, das chemische Auditorium in München, den großen Sitzungssaal des deutschen Reichstagsgebäudes. In der Paulskirche zu Boston versteht man den Prediger nur einmal im Jahre, Weihnachten, weil an diesem Tage die Kirche ausgeschmückt ist.

Man sieht, hier, wo Theorie und Praxis sich eng berühren, hat die Praxis, die Vantekunst, von der Theorie, der Akustik, fast gar keinen Nutzen gehabt, da die physikalische Akustik für den besten Bau von großen Räumen im Wesentlichen keine bestimmten Vorschriften zu geben vermag.

Mit der Akustik des Raumes wäre dann Alles erschöpft, was sich auf das eigentliche Wesen des Schalles bezieht. Wir können nun dazu, einzugehen auf die Betrachtung der „Töne und der tönenden Körper“.



Aus dem Papierkorb der Zeit.

Simson in der Mühle. (Zu unserer Bilde.) Simson aus dem Stamme Dan war der stärkste Mann in Israel. Im Kampfe gegen die Philister war er schrecklich und stets war der Sieg auf Seite der Hebräer, wenn Simson, der jugendliche, kühne Held, die Schaaren lenkte. Doch es sollte anders kommen. Dalila, ein schönes Weib aus dem Lande der Philister, nahm Simson mit ihren Reizen gefangen. Er konnte dem Banne ihrer Schönheit nicht widerstehen, und als er eines Nachts in ihren Armen schlief, schnitt ihm das verrätherische Weib das Haar ab. In seinem Haar aber, so lautet die biblische Sage, lag seine Stärke. Als die Philister in das Gemach drangen, konnten sie den machtlosen Helden leicht überwäligen. Sie fesselten ihn und schleppten ihn in ihr Lager. Aus dem Kämpfer der Freiheit wurde nun ein Hausthier. Er mußte in die Tretmühle, wo das Mehl gemahlen wurde: dort, mit gefesselten Händen, erblindet — die vorsichtigen Sieger hatten den Reden des Augenlichtes beraubt — verbrachte er in elender Sklaverei den Rest seines Lebens.

Unser Bild stellt den hebräischen Helden in seiner schmählichsten Lage dar. Erschöpft von der schweren Arbeit, geknechtet und in Ketten geschlagen, liegt er auf der Bank und die Philister, Greise und Jünglinge, stehen umher und höhnen ihn. Mit gesenktem Haupt sieht er und denkt in stummer Trauer der Vergangenheit, der Tage seines Ruhmes und seiner lachenden, freien Kraft. — Aber die Sage, die vom gefesselten Simson berichtet, hat einen seltsamen Abschluß. Als er das Ende seines Lebens herannahen fühlte, hatte er noch eine Bitte: dem großen Feste im Tempel wollte er beiwohnen. Und diese Bitte wurde ihm gewährt. Schon waren die Philister versammelt, zu Tausenden waren sie herbeigeströmt und füllten den Raum. Da trat der geblendete Sklave ein. Er sprach ein Gebet zu Jenem, der ihn einst der Kraft beraubt hatte, ein Gebet an das Schicksal, das die Helden vernichtet, an das Schicksal, das Strafe und Rache verhängt. Und das Geschick erhörte das Gebet des Helden. Plötzlich fühlte er, der gebrochene Greis, die Kraft der Jugend in sich und er sagte die Säulen, auf welchen die Wölbung des Tempels ruhte. Mit übermenschlicher Gewalt riß er die ungeheuren Säulen an sich und unter den Trümmern des zusammenstürzenden Gebäudes wurden elstauend Philister begraben. Auch Simson selbst starb mit den sterbenden Schaaren seiner Feinde. Sein Nachen der befriedigten Rache mißachte sich mit dem Todeswimmerer Derer, die ihn einst in ihre Gewalt gebracht hatten.

Die Sage von dem jüdischen Helden ist aufs Engste verwandt mit der von dem größten Heroen der Griechen,

mit der Sage von Herakles. Es ist ein ewiges Bild der ringenden Menschheit, ein Bild von Sieg und Untergang, aber auch ein Bild von Auferstehung. Mag Jahrhunderte lang die Menschheit, geblendet und verblendet, in schändlichen Fesseln der Sklaverei schmachten, mögen die feigen Sieger Jahrhunderte lang ihre ohnmächtigen Sklaven höhnen und sie in den Frohdienst ihrer Uebermacht zwingen — es kommt der Tag der rächenden Gerechtigkeit, der Tag, wo alle Fesseln zersplittern und die freie, unendliche Kraft der siegreichen Natur lachend triumphirt über die letzten Epigonen der Tyrannei. Aber nicht wie in der alten, biblischen Sage: wo der Held an seinem Nachwerk zu Grunde geht. Nein — neu verjüngt wird die Menschheit aufstehen und jubelnd jenem Morgenroth der Freiheit entgegen schauen, das einst strahlen wird, hinaus, weit hinaus über alle Knechtschaft, über jede Nacht und jedes Leid.

Aus Senecas Apokryphen.

Gleich rechtliche Einbürgerung ist das beste Mittel zur Vergrößerung und zugleich zur Sicherung der Staaten; ohne diese giebt Unterjochung und alberne Einbürgerung nur Krebsgeschaden.

Wenn ich die kleinen, feinen, zierlichen Menschengestalten unserer Zeit, und vorzüglich meines Vaterlandes ansehe, kommt mir die ganze Erscheinung recht drollig vor. Die ganzen Geschöpfe haben nicht viel über vier Fuß und sind doch durchaus fertig, so daß nichts mehr von ihnen zu erwarten ist. Da habe ich denn in meinen Gedanken auf meinen Spaziergängen oft einen Traktat über die Verniedlichung des Menschengeschlechts geschrieben.

Ich führe jeden Entschluß aus, den ich fasse, und Niemand kann sagen: Das hast du gesagt und nicht gethan.

Kein Mann ist so groß wie sein Name, weder im Guten, noch im Schlimmen.

Alle großen Thaten sind bis jetzt in der Geschichte nur blinkende Meteore gewesen, weil man sie nicht zur Idee der ursprünglichen, allgemeinen Gerechtigkeit erheben konnte. Napoleon I. hätte der Fiktion der politischen Vernunft werden können, er begnügte sich aber, ein Komet zu sein, der Zerstörung droht. Aber wo ist die Dynastie des Cyrus und Alexander und August?

Du sollst, weil ich will, ist Unsinn; fast ebenso sehr Unsinn ist die Vollmacht von Gottes Gnaden. Aber:

Du sollst, weil ich soll, ist ein richtiger Schluß und die Base (Basis, Grundlage) des Rechts.

Unsere Religion thut auf Vernunft Verzicht, ebenso unsere Rechtslehre, unsere Politik; bald wird es auch unsere Philosophie. Alles beruht auf blindem Glauben und despotischer Willkür.

Wo von innen Sklaverei ist, wird sie von außen bald kommen.

Weist nur die Menschen in den Himmel, wenn ihr sie um alles Irdische betrügen wollt.

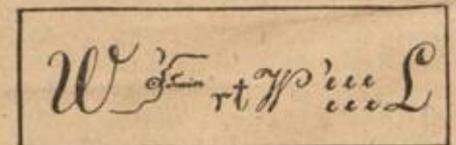
Es wird selten eine Handlung begangen, die nicht irgend Jemand für einen Unbestechlichen und zur nämlichen Zeit ein Anderer nicht für eine schöne That hielte. Ein sicherer Beweis, daß sie schlecht war, ist, wenn der Thäter dem Anderen das Urtheil darüber wehren will.

So lange noch irgend Jemand Einweihung und Geheimnisse hat, liegt der Menschenverstand in der Wiege und ist in Gefahr, darin erstickt zu werden.

Das Prädicat (die Bezeichnung) Fräulein haben die Privilegirten in Beschlag genommen, und eine junge Person der Ehrenstufe darf wohl eine Jungfer (Kammerjungfer, Dienerin) haben, aber keine sein bei Verlust ihrer Ehre.

Räthsel-Ehre.

Bilder-Räthsel.



Auflösung des Räthfels in Nr. 2:
Handkorb (Hand, Korb, Hahn.)

Nachdruck des Inhalts verboten!

Alle für die Redaktion bestimmten Sendungen wolle man an Herrn Edgar Steiger, Leipzig, Dfstr. 14, richten.